



Friedhold Wucher

in der Kanzlei 2014

geboren in Lindenberg im Sommer 1930

Mein Vater war ein Lindemberger. Mein Urgroßvater war hier der Brunnenmacher; beide hießen Aurel Wucher. Wenn man so will: Ich bin ein Ur-Lindemberger.

Ein Jahr hätte gefehlt, dann hätte man auch uns eingezogen.

1937 bin ich in die Schule gekommen. Der Rektor Brenner war recht gefürchtet, aber er war ein gerechter Lehrer und wir hatten eine sehr nette Schulzeit. 1941 bin ich ins Gymnasium gekommen, damals hieß es noch Oberrealschule, und habe 1949 Abitur gemacht. Wir waren damals der dritte Abiturjahrgang in Lindenberg. Das Gymnasium war damals oben in der Volksschule, jetzt Grundschule.

Danach begann mein Studium in München, das zur amerikanischen Zone gehörte, während wir zur französischen Zone gehörten. Die Franzosen haben eine relativ milde Herrschaft ausgeübt. Die Autonummern waren rote Schrift auf schwarzem Grund mit F-BY, also französische Zone von Bayern. Der August Wiedemann hat auch ein Motorrad gehabt. Bei einer Kontrolle fragten ihn die Grenzer, was das F-BY bedeute, und er antwortete: Fürstentum Byzanz - und man hat's ihm geglaubt.

Wir hatten in der Kriegszeit großes Glück in unserer Gegend. Ein Jahr hätte gefehlt, und man hätte auch uns eingezogen, aber wir sind verschont geblieben, Gott sei Dank.

Die Franzosen haben uns vom Geschützturm Gutzle runtergeworfen.

Ich kann mich noch genau erinnern, wie die Franzosen einmarschiert sind. Eine Nacht lang sind wir im Keller gesessen und hörten, wie die Franzosen raufgeschossen haben. Ich könnte heute noch am Pfarrhof die Einschlagstelle zeigen, da hätte man aus- und eingehen können. Ein Volltreffer ging ins alte Krankenhaus, beim Sohler ging ein Treffer rein, beim Schober's Kolonialladen traf eine Granate.

Am Tag drauf sind die Franzosen vom Nadenberg runter gekommen. Zwei unserer Lehrer vom Gymnasium, der Dr. Matthias Hofmann und der Lanthaler sind den Panzern entgegen gegangen mit einer weißen Flagge. Ich habe zugeschaut, wie zwei Panzer mit Geschützturm durch die Bismarckstraße gefahren sind. Wir Kinder sind dazwischen rumgesprungen und die Franzosen haben uns vom Geschützturm Gutzle runtergeworfen. Ein SA-Mann, einer von diesen Fanatikern sprang herum und rief: Jetzt sind wir befreit. Das hat mich damals recht seltsam berührt.

Wir sind ja hier in der Sedanstraße. In den Umsturzwirren Ende April sind Überlegungen laut geworden, die Straßenschilder zu entfernen. Aber Dr. Hofmann, der Englischlehrer, der bei uns im Haus gewohnt hat, zitierte den französischen Kommandanten: Nein, die Schilder bleiben! So war das für die Franzosen nie ein Problem, obwohl es ja an die Zeit des Krieges vorm 1870/71 erinnert.

Etwa 14 Tage nach dem Einmarsch der Franzosen kamen die Marokkaner, massenweise. Es hat zwei Sorten gegeben: Die einen hatten einen Turban, der aussah wie ein Wollknäuel, die anderen einen Turban in der Form eines Schiffchens. Ein Teil der Marokkaner war einquartiert im Haus Mayser-Milz. Ich war auch oft bei ihnen und sah, wie einer in einer Emailleschüssel die Füße badete. Aus derselben Schüssel haben wir dann Kaffee getrunken. Die Marokkaner waren absolut freundlich zu uns, aber man sah deutlich, dass sie die Franzosen nicht mochten. Man hat die Marokkaner in Lindenberg gut leiden können. Und es gab dann in Lindenberg eine nicht unbeträchtliche Zahl von Nachkommen, die man sicher nicht als zweitklassig behandelt hat.

Friedhold, lass diesen Unsinn!

Wir lernten während des Krieges Englisch als erste Fremdsprache. Bis zum bitteren Ende gab es von unserem Lehrer, Dr. Hofmann, kein einziges auch nicht andeutungsweise negatives Wort über die Engländer. Er hatte den Spitznamen Moses, weil er ausgesehen hat, als ob er dem Mittelmeer-Morast entsprungen wäre, also ein südländischer Typ, dabei ein Ur-Schwabe und ein Lehrer, an den man sich heute noch mit großem Respekt und Vergnügen erinnert.

Als zweite Fremdsprache lernten wir Latein bei Dr. Karl Meyer, der in Uniform in den Unterricht kam. Vor dem Kriegsende im Herbst 1944 kam mir einmal auf der Straße Dr. Meyer entgegen und ich grüßte ihn, wie es damals üblich war, mit dem Hitler-Gruß. Worauf er mir die Hand auf meinen Arm legte und sagte: Friedhold, lass diesen Unsinn. Dafür hätte man ohne weiteres erschossen werden können.

Das Gymnasium hat uns einen hervorragenden Unterricht geboten, der war aus meiner Erfahrung gesprochen ideologiefrei. Dann kam die Nachkriegszeit. Die Nahrungsmittelversorgung war nach Kriegsende schlechter als vorher. Viele haben sich selber Kartoffeln angebaut. Am 20. Juli 1948 kam dann die DM und dann ist es steil bergauf gegangen.

Man hat mich gekannt als rabenschwarzen Hund ...

Bis 1972 war Willi Stenzel hier der Hausherr in der Kanzlei in der Sedanstraße. Er war einer der großen, der prägenden Mitbürger auch im Stadtrat; er hat dann nicht mehr kandidiert und man hat mich zum 2. Bürgermeister gemacht. Das bin ich geblieben bis zum Ausscheiden aus dem Stadtrat nach 18 Jahren. Es war eine interessante Zeit. Insgesamt war ich 25 Jahre im Stadtrat.

Gewisse Eckpunkte und Akzente in der Stadtentwicklung in dieser Zeit waren der Friedhof, das Hallenbad, die Feuerwache, der Durchbruch Bismarck-Blumenstraße und der Stadtplatz. Zur Zeit des Bürgermeisters Schmitt (1908 - 1924) hätte der alte Friedhof nach Süden verlängert werden sollen in Richtung Kiesgrube. In der NS-Zeit wurden aber die Siedlungshäuser gebaut, so dass kein Platz mehr für eine Erweiterung blieb. Die Feuerwehr war anfangs noch im Rathaus, bis die neue Feuerwache gebaut wurde. Der Durchgang vom Bahnhof zur Daffinger - heute Blumenstraße - war zuerst nur ein kleiner Weg ohne Verbindung zur Stadtpfarrkirche. Auch der Bau des Hallenbads 1972 war damals eine große Errungenschaft.

Im Stadtrat erfolgten mehr als zwei Drittel aller Entscheidungen einstimmig. Es gab natürlich weltanschauliche Differenzen, aber man hat sich nicht bekriegt. Man hat mich gekannt als „kohlrabenschwarzen Hund“, aber Parteisoldat bin ich nie gewesen. So hatte ich viele Mandanten, die orthodoxe Sozialdemokraten waren. Der Stenzel hat einmal zum Radio-Wucher gesagt: Du bist ja gar kein Lindenberger, du bist ja ein Sachse. Ein halbes Jahr verkehrten sie nur noch per Einschreiben, dann war die Geschichte wieder vorbei.

Seien Sie vorsichtig, die Herren sind sehr schnell bei der Hand mit der Notschlachtung ...

An die NS-Zeit erinnert man sich nicht gerne, doch wir hatten es erträglich und wir hatten eine geregelte Seelsorge. Das Wort Ökumene ist erst nach dem 2. Weltkrieg ins Bewusstsein gedrungen, aber bei uns war das eine Selbstverständlichkeit. Wie oft sind die beiden Geistlichen, Geistlicher Rat und Dekan Breckler und sein evangelischer Kollege, der Pfarrer Rauch, miteinander spazieren gegangen.

Breckler war eine Vaterfigur unserer Kindheit. 1948 kam sein Nachfolger, nachmaliger Prälat Götz. Er hat Volkstümlichkeit im besten Sinne des Wortes ausgestrahlt. Er wär Persönlichkeit rundum, humorvoll, kraftvoll. Götz war Nachbar von Dr. Wiedemann, dem Krankenhausarzt. Jeder hatte auf seine Art im Krankenhaus seine beruflichen Obliegenheiten, Götz als Seelsorger und Dr. Wiedemann als der Halbgott in Weiß. Den Wiedemann hat man in der Kirche ganz selten gesehen, aber die zwei hatten ein nettes Verhältnis miteinander, man hat sich wechselseitig auf den Arm genommen.

Einmal begegneten sich Götz und Wiedemann irgendwo im Krankenhaus. Götz meinte: Wisset's, Herr Dr. Wiedemann, i ho's it so mit eich Humanveterinär. Wenn mir nemmas fehlt, i gang zu meim alte Bundesbruder Heiklinger, und war allat zfriede. (Heiklinger war ein Begriff als Tierarzt.) Darauf Dr. Wiedemann: Herr Stadtpfarrer, das ist Ihre Entscheidung, aber wenn Sie von mir einen Ratschlag annehmen wollen: Seien Sie vorsichtig, die Herren sind sehr schnell bei der Hand mit der Notschlachtung!

Pater Schwendemann war ein Mann, den man rundum achtete, der auch Ehrenbürger der Stadt wurde. Der Pater hatte eine leibliche Schwester, die ihm wie aus dem Gesicht geschnitten ähnelte, und auch im Gang ihm ähnlich war. Diese Schwester Theodora wohnte eine Zeitlang im Paterhaus. Es war kurz nach dem Krieg, als es wieder eine ganz bescheidene Fasnacht gab, die Kinder sind herumgelaufen und hatten es lustig. Zwei Kinder sind atemlos am Pfarrhof angekommen, haben Sturm geläutet. Der Geistliche Rat öffnete und fragte, ja Kinder, was ist denn? - Herr Geistlicher Rat, der Pater Schwendemann maschkeret! Ja was ihr it saget, ja was machet er? - A Klosterfrau!

Das größte Vorhaben Lindenberg's war mit Sicherheit die Stadtpfarrkirche. Lindenberg war nicht arm. Johann Evangelist Egger und Bürgermeister Hans Alois Schmitt haben aus eigenen Kräften der - damals Marktgemeinde - so viel Geld zusammen gebracht, dass man diesen Neubau riskieren und auch zahlen konnte. Da waren keine öffentlichen Mittel oder Zuschüsse. Ich kann mich erinnern, wie man 1944 das Geläute abgehängt hat. Damals war es ein 6-stimmiges Geläut. Die größte Glocke nannte man Thomasglocke, weil sie von Thomas Wiedemann gestiftet wurde. Am 12. Oktober 1948 wurde dann das 7-stimmige Geläute eingerichtet.

Ja demnach sind Ihr ja gar it so a Lätsche als wie d'Lit allat saget!

Wenn man jetzt von Bauvorhaben spricht denkt man zuerst an das Kesselhaus. Keiner war mit dem Kesselhaus so verbunden, fast in Sklavenarbeit, wie Prinz Bene. Er musste die Anlage mit Koks beschicken und kam dabei natürlich immer gewaltig ins Schwitzen. Der Bene ist täglich vorgelaufen zum Fastnacht, hat sich einen Salzhering geholt und hat ihn roh zu sich genommen. In der NS-Zeit gab es ein offiziell publiziertes Alkoholverbot. Weil der Bene öfter betrunken war hat er Wirtschaftsverbot bekommen, das man auch in der Zeitung veröffentlicht hat. Als das Verbot nach einem halben Jahr zu Ende war geht Bene zum Link - heute Goldener Hirsch. Der Bürgermeister und Kreisleiter Hans Vogel, der Ober-Hitler, kommt auch in die Wirtschaft, sieht den Prinz Bene und sagt: Herr Prinz, Sie haben das tapfer überstanden und damit Sie sehen, dass wir gar nicht so sind, zahl ich Ihnen jetzt eine halbe Bier. Darauf der Prinz Bene: Ja Vergelt's Gott tausendmal, Herr Kreisleiter, demnach sind Ihr gar it so a Lätsche als wie d'Lit allat saget.

Ich habe Lindenberg so erlebt: Fast jeder hat jeden gekannt, man hat gewusst, wo er wohnt, wo er schafft, und man hatte eine ganz große Harmonie. Wir haben uns aus einem Straßendorf zu einer Stadt entwickelt und ich habe ganz großen Respekt vor den Vorfahren, die dies zu Wege gebracht haben, vor allem mit der Hutindustrie.